



Ayuntamiento de Madrid

Unsterblichkeit

Alles kommt wieder, was stirbt und vergeht.
Heimlich waltende Kräfte heben
Neu zum Licht das verblühte Leben,
Bis es leuchtender aufersteht.

Die wir im Dunkel des Leides gehn,
Nur verkettet durch unsre Träume,
Wir auch werden als blühende Bäume
Einmal selig beisammen stehn!

Thusnelda Wolff-Kettner

Skizzen

Von N. Schebujeff

Perpetuum

Wir trafen in einem Restaurant zusammen.
Wir kamen natürlich auf Frauen zu sprechen.
„In meinem Leben,“ sagte er, „spielen Frauen
keine Rolle!“

„Sie Unglücklicher!“ sagte ich mitteilsvoll.

* * *

Nach acht Tagen trafen wir wieder im Restau-
rant zusammen.

Das Gespräch drehte sich natürlich wieder um
die Frauen:

„In meinem Leben,“ sagte er, „spielen Frauen
keine Rolle!“

„Sie Glücklicher!“ rief ich neidisch aus.

* * *

Nach einer Woche sprachen wir wieder von
den Frauen.

„In meinem Leben spielen Frauen keine Rolle,“
sagte ich und lehnte mich nachlässig in den Sessel
zurück.

„Sie Unglücklicher!“ rief er mitteilsvoll.

* * *

Nach acht Tagen sahen wir uns wieder.

Ich sagte:

„In meinem Leben spielen Frauen keine Rolle.“

„Oh, Sie Glücklicher!“ stieß er mit Gereizt-
heit zwischen den Zähnen hervor.

* * *

Heute sprachen wir wieder über die Frauen.

„Ich begreife nicht, was Sie davon haben,
immer das gleiche Thema anzuschlagen!“ hauchte
er lässig. „Das ist ein perpetuum mobile!“

„Perpetuum immobile!“ verbesserte ich ihn.

Die Teerose

Sie sagte:

„Eine rote Rose würde zu diesem Kleide sehr
gut passen!“

Dann überlegte sie einen Augenblick und fügte
hinzu:

„Aber eine Teerose würde am besten passen!“

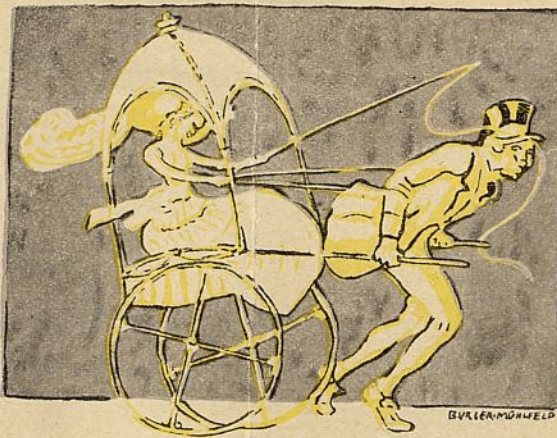
Ich erwiderte:

„In einer Viertelstunde werden Sie eine Tee-
rose haben.“

Ich wußte nicht, was die schönste Teerose in
der Blumenhandlung kostete.

Ich hielt einen Silberrubel, den einzigen
Silberrubel, das einzige Geldstück, was ich an
jenem Abend besaß, fest in meiner Hand und
ließ, eine Rose kaufen.

Unterwegs warf ich beinahe eine alte gebrech-
liche Bettlerin, die ein kleines Kind auf dem
Arm hatte, zu Boden.



Burger-Mühlfeld

„Grande Amoureuse“

Wir sind aus Wachs. Du bist ein Erz,
Graviert mit feinsten Selbstkultur.
Vier Siegel hat Dein stolzes Herz,
„Chercheuse d'amour!“

Im Speisesaal der ernste Mann
Mit Tituskopf mir vis-à-vis —
Du kokettierst! Sagtest dann:
„C'est mon ami.“

Da ich im Wintergarten fand
Dich mit dem Kapitän — en deux —
Du machtest lächelnd uns bekannt:
„Mon amoureux.“

Als Dir im Boudoir entfiel
Das Bild — ein junger Elegant!
Ich bebte. Du mit Gleichmutspiel:
„C'est mon amant.“

Und ich?! Im Staub anbetend Dich,
Dein armer Dichter?! Oh malheur!
Mich präsentierst Du öffentlich:
„Mon amateur!“

Armin Brunner

Das kleine kranke Kind hat mit herzerreißender
Stimme:

„Eine Kopeke! Gott wird es Euch vergelten,
eine Kopeke!“

Ich schob die alte Frau zur Seite und trat
vor lauter Übersetzung dem anderen Kinde, das
sich scheu an den Rock der Bettlerin schmiegte,
auf den Fuß.

Das Kind schrie vor Schmerz auf und sah mit
solch' flehendem, qualvollem und verschlagenem
Blick zu mir auf, daß sich mein Herz zusammen-
preßte und ich am liebsten selbst aufgeschrien hätte.

Aber ich wurde nicht sentimental! Oh, ich
schwöre Ihnen, Soja, ich wurde nicht sentimental.
Nicht einen Augenblick dachte ich daran, diesen
vom Schicksal bedrängten, scheuen Bettlern den
Silberrubel zu geben. Vor ihren Augen machte
ich die Tür der Blumenhandlung auf. Ich wählte
für einen Rubel die schönste Rose aus. Vor
ihren Augen wählte ich sie aus. Während der
ganzen Zeit sah die Bettlerin durch die Fenster-
scheibe zu mir herüber. Ich fühlte drei Paar

hungriger Augen, die jede meiner Bewegungen
gierig verfolgt hatten, auf mir ruhen. Aber
ich schwöre Ihnen, Soja, ich war tapfer: das
Gefühl der Verlegenheit und der Schande
hatte auch nicht für einen Augenblick den
Sieg über das Gefühl der Freude davon-
getragen, das ich bei dem Gedanken emp-
fand, Ihren Wunsch erfüllt zu haben... Ich
hätte diese Rose ohne Besinnen auch dann
gekauft, wenn die da draußen hinter dem Fen-
ster alle drei vor Hunger und Kälte gestorben
wären... Da haben Sie die Teerose...
Erlauben Sie, daß ich sie Ihnen selbst ins
Haar stecke...“

„Was... Was fällt Ihnen ein...
Sie sind wohl von Sinnen... Sie verder-
ben mir ja meine Frisur...!“

Sie nahm die Teerose und legte sie ans
Haar:

„Nein... Eine rote Rose hätte zu diesem
Kleide besser gepaßt... Was denken Sie?“
Und ohne eine Antwort abzuwarten, schleuderte
sie die Teerose in das prasselnde Kaminfeuer.

Taiffens Kostüm

„Nur meine Feinde und Neider haben das
falsche Gerücht verbreitet, daß ich ganz nackt
tanze. Zeitungen haben diese empörende Lüge
aufgefangen, und ich weiß nun nicht, was tun,
um das Gerücht zu unterdrücken.“

Mit offensichtlicher Empörung ließ Taiffa ihre
kirchroten Lippen hängen.

„Sie waren ja in der Vorstellung. Sagen
Sie mir bitte auf Ehre und Gewissen, haben Sie
mich völlig nackt gesehen? Natürlich tanze ich
ohne Trikot. Aber gegenwärtig ist es überall
Brauch, ohne Trikot zu tanzen... Sagen Sie
mir doch, was haben Sie nackt an mir gesehen?“

„Ich habe Ihren bezaubernden Hals gesehen...
Ihre schneeweißen Schultern und Ihre entzückenden
Arme... Ihre sinnverwirrende Brust.“

„Aber weshalb dürfen die Damen der Ge-
sellschaft auf Böden ihre Schulter und Brust ent-
blößt zur Schau tragen, und weshalb soll ich
es nicht dürfen! Nein, sagen Sie wirklich, was
haben Sie denn sonst noch bei mir gesehen?...“

„Ich habe Ihren feingemeißelten Rücken mit
dem allerliebsten Muttermal unter dem linken
Schulterblatte gesehen... Ich habe Ihre ein-
zigen Füßchen mit den rosigen Nägeln gesehen...“

„Heutzutage tanzen alle barfuß... Man
würde mich ja auslachen, wenn ich Tanzschuhe
anziehen wollte. Nun, weiter, fahren Sie fort...
Was haben Sie noch bei mir gesehen?...“

„Ihren biegsamen, schlängelnden Körper...
Ihre blendenden Hüften... Ihren Leib...“

„Leib!... Ich kann doch nicht den Bauch-
tanz, den Tanz der Glut, den Tanz der Wonne,
den Tanz des Orients mit von Fischbein einge-
schnürtem Leib tanzen!... Bitte, sagen Sie
weiter, was Sie noch an mir gesehen haben?“

Ich schwieg und sann nach, was noch hinzu-
zufügen wäre.

„Aha!... Sie schweigen! Sehen Sie!...
Habe ich nicht recht!... Alles andere hatte ich
eingehüllt... Sie haben sich jetzt davon über-
zeugt, wie infam die verleumderischen Ausfälle
meiner Feinde sind!... Laufen Sie schnell in
alle Redaktionen und lassen Sie alles demen-
tieren. Nein, man muß wirklich Dreifigkeit be-
sitzen, um zu behaupten, daß ich nackt tanze!...“

(Autorisierte Übersetzung
aus dem Russischen von A. Abowsky)



Wintermärchen

Carl Gadau (Berlin)

Don Juan-Phantasie

Bunte Riesenvögel, Kerzen
Spitz wie Finger, lang wie Zungen,
Engel, die in Masken tanzen
Mit frivolen Amoretten —

In den Festsaal tritt Don Juan,
Auf den Lippen rotes Lächeln,
In der Hand den spitzen Degen
Und die Tasche voll Dukaten.

Vor ihm her als stumme Garde
Vierzig tote Nebenbuhler,
Hinter ihm als Troß unzählig
Nackte Weiber, Weiber, Weiber.

Trauermarsch und Totenklage!
Auf der Bahre schwankt herein
Der Komtur. Durch seinen Mantel
Trieft das Blut in frischen Bächen.

Unerhörte Freveltat!
Gottes Zorn und Blitz und Schwefel!
Blaues Licht erfüllt die Halle.
Donna Anna steht vor ihm.

Doch sie sieht des Vaters Leiche
Nicht, noch Spuk, noch Gotteszeichen,
Sondern sinkt dem Erzverruchten
In das Herz voll Glanz und Hölle!

Wilhelm Klemm

Sigarrenfaust

Von Roderich Müller

„Ein starkes Sehnen ist in mir, man nannte mich schon auf der Schule den Faust,“ sagte der Mann, der im Kino neben mir saß.

Ich kannte ihn gar nicht, aber er hatte nun einmal das Verlangen, sich bekannt zu machen. „Ich bin wie Faust Journalist, fuhr er fort, ich suche nach allem, was unter der Hülle ist.“ „Alja,“ entgegnete ich, „Faust schrieb indessen nicht für Zeitungen.“

„Das mag sein,“ erklärte er, „aber das waren damals auch andere Zeiten; die Zeit der Romantik trug sich anders als die Zeit der positiven Wirklichkeit. A propos, ich habe einen Artikel bei mir, foeben im Kaffeehaus verfaßt.“

Er hielt mir ein Papier unter die Nase, und da wir nach einem Asta-Nielsen-Film gerade Pause hatten, begann ich:

„Süße, liebe, verehrte Frau. Zunächst einen Kuß auf Ihr feines, zartes Händchen, dessen weichen Sammet ich fühle und dessen stilles Parfüm . . . ein moderner Faust, wissend und doch suchend, alt und doch jung, verleihe die Zeit und bin ihr doch Ewigkeiten fern . . . Sie Grausame, warum sah ich Ihren doppelten Reiter gestern Abend nicht am Korso. Der bleiche Schein der Bogenlampen sieht Ihrem weißen Gesicht so gut . . .“

Ich gab ihm das Papier zurück. Da er sich einmal mit mir bekannt gemacht hatte, sollte er von dieser Bekanntschaft auch etwas profitieren.

„Sie haben recht,“ meinte ich, „Sie sind ein wahrer Gegenwarts-mensch und verstehen die Zeit. Sie machen genau solchen Kitzel wie die da oben. Wenn übrigens die feine und schöne Dame, mit der Sie korrespondieren, in Wirklichkeit existiert, was ich bezweifle, dann sollten Sie sich wenigstens die Fingernägel reinigen, bevor Sie an sie schreiben.“

Er sah mich etwas unruhig an, zog einen alten Zahnstocher aus der Tasche, mit dem er unter seine Nägel fuhr, dann sagte er: „Gewiß lebt die Dame, sie heißt Odette.“

„Nun Sie einmal lügen,“ erklärte ich ihm, „so nennen Sie sie doch wenigstens Gretchen, damit wir das richtige Paar bei einander haben.“

„Gretchen ist ein scheußlicher Name. Glauben Sie etwa, wenn Goethe den Faust heute schriebe, er würde das Mädchen „Gretchen“ nennen? Keine Spur,“ schrie er ziemlich laut.

„Odette sicher nicht,“ sagte ich, „Odette ist nämlich, was Sie nicht zu wissen scheinen, französisch.“ Diese Vermutung kränkte ihn.

„Mein Herr,“ fuhr er auf, „nach der Art, wie Sie mit mir zu sprechen belieben, muß ich glauben, Sie nehmen mich nicht ernst.“

„Ich nehme Sie sogar sehr ernst,“ erwiderte ich, „ich nehme alle diese modernen Fauste ernst, die von vier Uhr nachmittags bis vier Uhr nachts im Kaffeehaus, wie Sie sagen, nach dem Suchen, was unter der Hülle ist, wie ich sage, dem lieben Gott den halben Tag und die ganze Nacht stehlen. Wir haben tausend solcher Fauste, Dichter, Maler,

Musiker, verkrachte Existenzen in jeder Form, die alles wollen, nur nicht arbeiten, und die nachgerade eine soziale Kalamität werden. Warum tun Sie nichts Gescheites, warum verdienen Sie sich nicht Ihr Brot durch eine vernünftige Tätigkeit?“ „Sie kennen mein Schicksal nicht, Sie würden sonst anders sprechen,“ flüsterte er.

Es wurde wieder dunkel und wir mußten das Gespräch abbrechen.

Als der Film „Die letzte Stunde eines Fliegers“ mit Absturz, Explosion, Brand und Tod zu Ende gekommen war, und ich das Theater verließ, drängte sich der junge Mann an mich.

Ganz unvermittelt zog er ein Etui aus der Tasche.

„Sind Sie Raucher,“ fragte er, „dann, bitte, nehmen Sie eine Zigarre. Sie haben mir vorhin bitter Unrecht getan. Das wird die Friedens-pfeife sein.“

Er sah mich dabei so flehend an, daß ich gar nicht anders konnte als zugreifen.

Sogleich hatte er auch ein Feuerzeug bei der Hand, und wie der Stengel brannte, fragte er: „Schmeckt sie Ihnen?“

„Jawohl,“ sagte ich.

„Sie werden jetzt etwas erstaunt sein,“ fuhr er fort, „aber ich offeriere Ihnen von dieser Zigarre das Stück zu 8 im Einzelpreis, zu 7 1/2 im Hundert. Ich verstehe etwas von der Sache, dessen können Sie versichert sein. Mein Vater ist auch bei der Tabakbranche. Unser Prinzip ist jederzeit: nur Qualität, keine Ausstattungs. Wenn Sie 500 Stück nehmen, liefere ich um 7 und gebe Ihnen noch 3 Prozent Skonto. Die Sorte heißt Elzeviros. Besser, auch etwas teurerer freilich ist die große Hollandia, unsere Spezialmarke. Ich würde Ihnen raten, nehmen Sie 250 Elzeviros, 250 Hollandia, dann hat sich für Sie der heutige Kinobesuch glänzend rentiert.“

Ich sah ihn ganz starr an.

„Jawohl,“ rief er triumphierend, „jetzt erkennen Sie erst den richtigen Faust. Gerade dieser Doppelcharakter, das Philosophisch-poetische hier, das Geschäftliche da, ist das eigentlich Faustische meines Wesens. Wie sagt doch Faust selbst: Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust. Er sagt „ach“. In diesem „Ach“ liegt der ganze Unterschied der alten und der neuen Welt, der Unterschied von damals und von heute. „Zwei Seelen wohnen, Gott sei Dank, in meiner Brust,“ sage ich, denn ein Faust, der nichts vom Geschäft versteht, käme heutzutage ganz ecklig unter den Schlitten. Das haben Sie vorhin schon sehr vernünftig bemerkt. Nun ziehen Sie aber, bitte, auch die Konsequenzen Ihrer guten Lehren. Meinestwegen nehmen Sie nur 250 Hollandia, ich gebe sie Ihnen zum En-gros-Preis.“

Ich war sehr ärgerlich.

„Wenn Sie sagen, Sie suchen nach dem, was unter der Hülle ist,“ erwiderte ich, „so meinen Sie augenscheinlich die Portemonnaies in anderer



L'Intrigue

Gaston La Touche †

Ayuntamiento de Madrid

Leute Hofentaschen. Weshalb geben Sie sich erst als Dichter, wenn Sie schließlich nichts anderes sind als ein Zigarrenreisender. Ich habe keine Lust, mich von dem ersten, besten Kinnodachbar zum Narren halten zu lassen."

"Sie haben mich nicht begriffen," meinte er traurig; "Sie haben alle diese modernen Fauste nicht begriffen, sonst würden Sie wissen, daß ein jeder von ihnen, so gut es geht, sein Geschäft macht. Bloß nicht alle so ehrlich wie ich. Die meisten werden Sie nur anpumpen, ohne etwas dafür zu leisten. Wenn Sie die große Hollandia nehmen, bin übrigens nicht ich, sondern sind Sie der Mann, der den Vorteil von unserer Bekanntschaft hat."

"Wahrhaftig, Sie sind ein tüchtiger Geschäftsmann," lobte ich ihn. "Warum reden Sie aber immerzu von Faust, was geht Sie dieser Mann an? Die Begriffe Elzeviros und große Hollandia liegen Ihnen doch augenscheinlich viel näher."

"Im Augenblick ja," erwiderte er, "aber nur augenblicklich. Für welche Sorte haben Sie sich entschieden?"

"Schicken Sie mir in drei Teufels Namen 50 Hollandia," brummte ich.

"Pardon, ich hätte gerade 50 Elzeviros bei mir," meinte er. "Es ist mein Musterkistchen."

So nahm ich die 50 Elzeviros und zahlte.

"Grüßen Sie Odette-Gretchen von mir," sagte ich zum Abschied.

"Sie ist eine nette Person," schmunzelte er. "Ich bin mit ihr verheiratet, wir haben sogar ein Kind."

"Sie haben von Gretchen ein Kind," rief ich. "Gott sei Dank, endlich etwas, das an Ihr großes Vorbild erinnert."

"Bester Herr, Sie tun mir Unrecht, Sie werden es noch einsehen, ich bin kein gewöhnlicher Zigarrenreisender," schrie er, während er auf die Trambahn sprang.

Ich ging nach Hause und öffnete das Kistchen, aber ich fand die 50 Elzeviros nicht. Ich fand nur ein kleines Kissen aus Watte, Holzspänen, Koffhaaren, Nägeln und anderen Dingen, die kein Mensch zu rauchen imstande ist.

Ich warf den Dreck ins Feuer, lachte aus vollem Halse und brammte mir eine meiner eigenen Zigarren an, und während die 50 Pseudo-Elzeviros vom Ofen her einen furchtbaren Gestank machten, war ich meinem Lieferanten aufrichtig dankbar, daß er gar nicht erst versucht hatte, mir seinen Schmant in scheinbar genießbarer Form als Zigarillos oder dergleichen zu präsentieren.

Abgesehen, der Mann hatte vollkommen recht gehabt, er war kein gewöhnlicher Zigarrenreisender, er ließ sich Zigarren wohl bezahlen, aber lieferte nicht.

Indessen, er war auch kein gewöhnlicher Schwindler, denn ich fand, wie ich behaglich in meinem Lehnstuhl saß, einen kleinen Zettel, der aus der Elzeviros-Kiste gefallen war. Darauf stand:

"Nichts für ungut, Herr Nachbar.

Das Unzulängliche.

Hier wird's Ereignis!

Faust II."

Die Waise

Immer, wenn es Abend wird
Und die ersten Sterne funkeln,
Fühl' ich mich so fremd verirrt
In der großen Welt, der dunkeln.

Wie sich nun wegein, wegaus,
Berg und Tal zusammenschmiegen,
Weiß ich doch kein Heimathaus
Hinter jenen Hügeln liegen.

Geh' ich auch zu Spiel und Tanz,
Immer spür' ich, was mir fehle:
Niemand, niemand liebt mich ganz,
Bis ins Innerste der Seele.

Erika Rheinsch



Theo Waidenschlager

Sirenenfang

"Gengan S' zua, Herr Nachbar, nehma S' Cahna a Stränkerl mit für Cahna Frau Gemahlin — vielleicht trifft dö alte Beizhang vor Freud der Schlag!"

Hunger

Von Herbert Kranz

Es war nicht das erste Mal, daß Albert Mehnert hungerte. Jetzt, wo durch die wirtschaftliche Krisis die Bauten still lagen, hatte er schon öfters Kelle und Lot hinlegen müssen, und er hatte gelernt, den Tag hinzubringen, ohne es allzusehr zu spüren, daß er arbeitslos und damit auch nahrungslos war. Nur mußte man nicht tagsüber auf der Schlafstelle bleiben, wo Frau Zieschke einen scheel ansah und nur deshalb nicht vor die Tür setzte, weil sie damit auch alle Hoffnung, je ihr Mietgeld zu bekommen, auf die Straße geworfen hätte. Albert Mehnert wußte genau, wie er die hungerigen Stunden der faulen Zeit abstaht, die sehr langsam nur schleicht, wenn man nichts im Magen hat.

Früh ging er in den Prinzessinnengarten, wo so schöne bequeme Holzbänke stehen, und vertrieb sich die Zeit damit, zuzusehen, wie schlanke, schneidige, junge Offiziere auf glänzend blanken Pferden spazieren ritten; oder er besah sich die gemessenen alten Herren, die in sorgsamster Kleidung, mit peinlich gepflegtem weißen Bart und ein wenig steifbeinig den gewohnten Morgenspaziergang der pensionierten Geheimräte machten. Wenn dann aber die gezierten Finger von Kindermädchen mit den in frischestes Weiß gehüllten Kleinen von den Bänken laut schwachend Besitz ergriffen, machte er sich fort. Sie sahen immer so sonderbar auf seine ausgefranst Hosens und den kragenlosen Hals, so mit einem Gemisch von Abscheu und der wohligen Neugier dessen, dem es besser geht, daß Albert Mehnert zornig ging. Aberdies war das auch gerade die Stunde, in der die Lesehalle aufgemacht wurde, wo er die übrige Zeit des langen Tages verbrachte.

Es war ein langer, dunkler, muffiger Raum, in dem schon früh die Gaslampen brannten; die

getünchten Wände waren braun und rissig, und nur der Raum über dem Tisch der Bibliothekarin war mit einem Kaiserbilde in Öldruck geschmückt, das aber ganz dunkel vor Fliegenschmutz war. Doch am Eingang hing noch ein kleines, eingerissenes Papierschildchen, auf dem stand, man solle ja auf seine Garderobe achten. Das hatte die Bibliothekarin dort aufgeschrieben, ein sonderbares altes Fräulein mit kurzgeschnittenem Haar und einem Kneifer, der ihr immer von der Nase fiel, von der niemand wußte, daß sie Fräulein Bräutigam hieß, die eifrig hin und her schloß und die, wenn sie sich an einem der Schränke zu schaffen machte, aussah, als ob eine Maus an einer hohen Käsebinde nagte.

An sie mußte man sich wenden, wenn man ein Buch haben wollte; Albert Mehnert aber las nur Zeitungen, alle die Zeitungen, die auf dem großen schwarzen Tisch auslagen, von der Volksstimme bis zum Generalanzeiger. Da saß er dann in dem abwechselnden Kommen und Gehen um ihn stundenlang, und wenn er die langen Worte mühsam buchstabierte, die er meistens gar nicht verstand, verging doch die Zeit. Um die Mittagsstunde, wenn es schon leer um ihn wurde, zog er den Riemen, an dem er seine Hose trug, um zwei Löcher enger, und allmählich kam dann der Abend, wo man schlafen gehen konnte. Ganz langsam zwar kam die erwartete Stunde, jedoch sie kam eben.

Aber einmal tat Albert Mehnert etwas, was er nie hätte tun sollen, was alle abraten, die mit der ernsten und nicht leichten Kunst des Hungerns Bescheid wissen. Anstatt auf dem Fahrdamm oder doch wenigstens auf dem Rinnstein entlang zu gehen, wie es alle Erfahrenen tun, ging er, als er die Lesehalle wieder auffuchen wollte, dicht an den Häusern vorbei, und da er eilte ihn sein Schicksal, das eben jene Kundigen vermeiden. Plötzlich nämlich roch er einen Duft, einen würzigen, köstlichen, schmackhaften Duft, der aus einer großen Hotelküche kam, die im Erdgeschoß lag. Wehrlos war der Hungerige diesem schlimmen Feinde ausgeliefert. Sein dürrer Mund, seine überwachten Sinne fogen ihn ein, er rann seinen ausgetrockneten Gaumen hinunter und weckte den leeren Magen, und ein sinnloses Verlangen nach jener schönen Fleischbrühe faßte ihn so übermächtig, daß ihm schwindlig wurde. Vergebens riß er sich los und taumelte weiter. Es war um ihn geschehen.

Es war umsonst, daß er wie gewöhnlich seine Zeitungen zu lesen versuchte. Seine Augen tasteten nur gierig nach Worten von Essen und Mahlzeiten. Er legte das Blatt hin und ging gleich wieder fort, daß sich alle Leser wunderten. Aber wohin ging er? Er wußte es nicht. Er sah nicht die Häuser, nicht die Menschen, er sah nur eins: warmes Essen. Nicht daß er vor den Bäckerläden sehnsüchtig stehen geblieben wäre; nein, Brot oder Schrippen wollte er nicht, aber eine schöne warme Suppe, eine Suppe, die so duftete wie jene vorhin, nach der jeder seiner ausgemergelten Sinne schrie. Er fühlte sein Blut jagen und sein Herz klopfen, aber ihm war es wie ein pochendes Rufen nach Essen, Essen.

Er stand am Königsplatz. Unaufhörlich fausten die Automobile heulend vorüber, Straßenbahnen klirrten vorbei, Autobusse rasselten und dampften, Lastwagen rollten schwer und laut. Er aber hörte aus allem nur einen Klang, ein schlimmes Wort heraus, das da schreiend jedem Lärm entstieg: Hunger. „Hunger, Hunger, Hunger," rasselten die kleinen Cykloneiten. „Hun—ger, Hun—ger," summten die Straßenbahnwagen schon von weitem.



Der Posten

„A jeder hat sei B'spuß im Auto! Da funnt i do mei Sannerl aa mit ins Schilderhaus nehma!“

Ayuntamiento de Madrid



Hinter den Kulissen

„Wenn jetzt mein Hofmarschall nicht bald eine Treibjagd veranstaltet, dann gehe ich unbedenklich von der Diana zu Dir, Frau Venus, über!“

Ayuntamiento de Madrid

„Hunger, Hunger,“ brüllten die Autobusse, und die Hufe der abgetriebenen Droschkengäule klapperten auf dem Asphalt: „Hun... ger, Hun... ger.“ Da schlug es zwölf. Von der großen Schuhfabrik kam ein lauter und schneidender Pfiß. Mittag.

Albert Mehnert stieg die saubere Fliesentreppe hinunter. Er war nicht gut anzusehen. Seine Augen hatten einen fieberhaften Glanz und sein Mund stand halb offen. Zum Glück begegnete ihm niemand. Er stieß die Tür auf. Nun stand er in der Küche. Er schloß die Augen. Dieser Duft... dieser Duft...

„Was wollen Sie denn hier?“ schrie die dicke Kochfrau, die sich vor nichts fürchtete und die mit aufgekämpelten Armen am Herd stand, in einem der Riesentöpfe mit einem großen Holzlöffel rührend.

Albert Mehnert wachte auf. Gierig und mit unheilvoller Miene bog sich sein Körper den dampfenden Kesseln entgegen.

„Es wird ja immer noch schöner, wie unverschämt die Bettler sind,“ schrie die Frau erbost. „Wollen Sie sich gefälligst scheren? Aber schlank raus! Sonst sollen Sie mal sehen, wie einer auf die Straße fliegt!“

„Suppe — Suppe,“ keuchte er heiser.

„I was Suppe,“ sagte die Kochfrau, die kein schlechtes Herz hatte. „Kommen Sie erst manierlich herein und fragen Sie nach Arbeit, wie sich das gehört.“

Da nahm er den Stuhl, auf dem ihre Schürze lag, mit beiden Händen und schlug ihr den Schädel ein, daß sie wie ein Sack umfiel. Prasselnd kochte die Suppe über. —

„Natürlich kriegt er Zuchthaus, dieser Patron,“ sagte der Rat Krömmelbein, als er abends an seinem Stammtisch im Deutschen Adler saß.

„Wahrlich,“ fügte Herr Oberlehrer Knödnagel nachdenklich hinzu, „man kann nicht umhin, den Anhängern der Prügelstrafe bei der Betrachtung eines solchen Rohlings nicht allen Grund für ihre Forderungen abzusprechen.“

„Und woher kommt so 'n skandalöser Vorfall?“ fragte Herr Krömmelbein empört. „Von der verdammten Irreligiosität. Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben, sonst garantiere ich für nichts.“ Er schlug mit seiner deutschen Männerfaust auf den Tisch.

„Noch ein Bier, Herr Rat?“

„Na gewiß, Ober. Wie sollte man denn sonst die nötige Bettenschwere kriegen?“

Liebe Jugend!

Die Schöpfungsgeschichte in nuce bot mit neuem Glanz ein kleiner Abo-Schütz. Adams Erschaffung klang in meckelbörgischer Knappheit:

„Gott nahm ein Klümpchen, pufte rin un — bums löp dat Was weg!“

In einem öffentlichen Institute in Wien war eine leitende Stellung ausgeschrieben. Die Verwaltung telegraphierte an den bestqualifizierten Bewerber: „Konfession? Drahtantwort bezahlt.“ Die Rückdepeche lautete: „Demnächst katholisch.“



F. Staeger

Postillon d'amour

Da steh ich nun, ich armer alter Narr!...

„Großvater, weißt Du, Irma hat Katarh. Hätt' mich ihr alter Herr nicht so im Magen, Ich ginge selber hin, mal nachzufragen.

Wir haben Kränzchen. Irma ist tiptop.

Und einen Walzer tanzt sie, na und ob!

Was kümmern mich die andern

dummen Dinger!

Steck ihr doch diesen Zettel in die Finger!

Du kannst ihn lesen; 's ist nichts weiter dran.

Nur der Papa! Ich weiß, Du pekt nicht an.“

Ich lächelte: Was sollt ich dazu sagen?

Als Jung schon hab' ich Billets-doux getragen.

Jetzt bin ich wenig von den Siebzig nur

Und immer noch — der Postillon d'amour.

Ad. Ey

Verliebtes Pärchen

Kleine Restaurantszene

Von Joachim Friedenthal

Bis um Mitternacht war man in dem mondainen Souperrestaurant von einer diskreten Lustigkeit, gewissermaßen unter Scheinwerferbeleuchtung. Dann wurde man ein wenig zügelloser.

Die entzückend schöne junge Frau saß dort in der Ecke, angetan mit einem weißen Spitzenkleid und einem Charme verlockender Unnahbarkeit und fühlte sich heimliche Königin. War es wirklich. Jeder Blick der Herren um sie herum kam mit einer pagenhaft ehrfurchtsvollen und doch vertrauensseligen Huldigung. Nach Mitternacht aber wurden die Blicke kecker und zu vertrauensselig.

Der Herr neben ihr — unzweifelhaft ihr Gatte — reichte ihr sorglich jede Platte, goß ihr immer wieder selbst das Glas voll Wein und glühte von Bewunderung und Liebe. Jener

Liebe für die Galerie, die immer mehr Kraft, Intensität und Frische aus der Bewunderung der anderen schöpft, die all jene hinüberspringenden Funken braucht, um sich selbst zu entzünden...

Deshalb lächelte er allen Herren gütig und geschmeichelt zu, wie man es Leuten gegenüber tut, die einen des vortrefflichen Geschmacks halber loben.

Die entzückend schöne junge Frau fühlte aber all das Glücken um sich herum und war unsagbar glücklich. Als gäbe ihr gleichfalls jeder Blick einen neuen Reichtum, mehr noch: ein neues, nie erschautes Reich. Und sie ließ ihre Blicke mit einer leisen, koketten Zärtlichkeit über all die

Herren in ihrer Nische hingeleiten, wie um jedem ein heimliches kleines Geschenk im Vorbeigehen fallen zu lassen: dem den Duft ihres Haars, ihm ganz allein; jenem die Biegung der Büste, ihm ganz allein; und diesem da schenkte sie einen Blick, der aus der traumhaften Märchenkeuschheit zartesten Mädchentums kommen mußte, ganz allein ihm...

So voll schenkender Gnade waren ihre Blicke, daß man nicht hätte sagen können, sie wären nur kokett.

Und die schöne Dame träumte mit allen ihren Blicken über alle hin: Jeder dort ist mein! Ich brauche nur mit einem leisen Lächeln zu winken. Jener junge Schwarzkopf da, mit dem zu tanzen ich Angst hätte. Denn schon im Tanzen könnt' er mich nehmen... Und jener Alte dort, dem der Wein vor Neid bitter wird, der zittern würde. Und der dort ließe seine Geliebte und folgte mir wie ein Hund. Ach, wie ich Euch alle fühle, als wäret Ihr alle um mich geschlungen, eng, ganz eng!... Da rückte sie näher zu ihrem Manne und berührte ihn. Ihr Blick tauchte voll aufgewühlter Glut in seinen, daß er selbst zusammenschauerte und sich unsäglich geliebt fühlte.

Dann aber wurde die Musik wilder und man tanzte in den Gängen. Der junge Schwarzkopf wagte es wirklich in der Freiheit der gelösten Festesstimmung und bat sie um einen Tanz. Fast heftig lehnte sie ab. So groß war ihre Angst, ihm vor allen diesen Blicken sich im Tanze schenken zu müssen... Aber die Musik und all der Glanz erregte ihr Blut und sie tanzte mit ihrem Mann. Und alle Leidenschaft, die um sie brodelte, floß in ihre Glieder und gab sich im Rhythmus hin. Jeder Schritt schwang toll von einer anderen fremden Leidenschaft. Aber ihr süßer Körper lehnte hingegeben an ihren Mann.

Da fühlten sie beide — die entzückend schöne junge Frau wie ihr Gatte mit seinem Gefühl für die Galerie — daß sie sich noch nie so leidenschaftlich geliebt hatten...

Meine Zehe und ich

(Eine gichtische Geschichte)

Von Lothar Wende

Ich hab sie sehr lieb, meine schöne linke große Zehe. Natürlich habe ich zehn Zehen, an jedem Fuß fünf, wie andere Menschen auch, aber alle anderen neun zusammen liebe ich nicht so, wie die eine, die große linke Zehe.

Wie wir beide noch Babys waren, liebten wir uns schon so innig, und in unserer Familienchronik steht's Schwarz auf Weiß verzeichnet, daß ich die Pausen zwischen Milchflasche und Milchflasche am liebsten mit der linken großen Zehe in meinem damals noch sehr niedlichen Mäulchen ausfüllte. Das Fläschchen liebe ich heute auch noch (es braucht ja nicht gerade Milch darin zu sein), aber die Zehe stecke ich nicht mehr in den Mund. Obwohl ich sie manchmal fressen könnte — vor Liebe.

Manche Leute mögen glauben, so eine Zehe ist weiter nichts als die notwendige Verlängerung ihrer Gehwerkzeuge, nur gerade dazu da, daß man sich, wenn's notwendig ist, auf die Zehen stellen kann, um ein Stückel höher ins Menschengetriebe oder einem andern über die Schulter gucken zu können. O nein! So eine richtige wohlverstandene Zehe ist ein Individuum für sich; sie hat ein Eigenleben, Temperament, ja sogar Charakter — einen eigensinnigen freilich, denn oft — grammatikalisch immer — ist sie feminini generis. — Reizbar kann so eine Zehe sein, meine wenigstens, und gutmütig — gutmütig wie die Rosa Luxemburg. Sie glauben gar nicht, welch inniges seelisches und körperliches Gemeinschaftsleben man mit einer verständigen Zehe führen kann.

Meine Frau kann die Zehe nicht leiden. Aber welche brave Ehegattin hätte je die Freunde ihres Mannes aufrichtig gerne gehabt? Sie sieht abscheulich aus, behauptet meine Frau: dick wie ein Preisboger, brutal wie ein Komitatschi und blaurot wie ein Destillierstammgast. Aber wenn schon! Das sind auch von vielen gern gesehene Typen, — und über den Geschmack soll man nicht streiten. Ich finde sie schön und häßlich und pflege sie, wie man eben etwas pflegt, das einem teuer ist. Nur eines stört mich manchmal: ihr unbändiges Freiheitsgefühl, und ich nehme an, ihre Gesichtsfarbe ist nur die Folge ihrer Wutanfälle, wenn sie in den Lacklederpanzer der Gesellschaftstiefel kriechen muß. Das ist auch der einzige Fall, wo ich mit ihr auf gespanntem Fuße lebe, sonst tun wir uns nur Gutes.

Was stellt meine liebe linke große Zehe nicht alles an, mir Unangenehmes und Peinliches zu ersparen, um mir die stillen Freuden der Filzpantoffeln und der Hausjacke eindringlich zu Gemüte zu führen. Denn sie ist sehr häuslich und ein Feind aller Geselligkeit, allen Kneipenlebens. Habe ich zum Beispiel eine Einladung zu einem Abendessen angenommen, wo ich mir den Magen verderben könnte, die Zehe mahnt: Tu's nicht! Schon wenn die Lackstiefel herausgestellt werden, vor denen sie einen verständlichen Horror hat, tupft sie ganz leise an und macht es bemerkbar, daß sie solche Extravaganzen nicht liebt. Taktvoller könnte selbst ein Reichstagsabgeordneter seine Mißbilligung nicht ausdrücken. Sie unterhält sich mit mir immer in Morse-Telegraphie. Bloß so ein ganz leiser Nadelstich, ein sanftes Bohren im Zehengelenk — fünf Sekunden Pause — nun wieder: pick! — und dann nochmals ein bißchen heftiger: p-i-e-k! (Drei Punkte bedeutet bekanntlich „sch!“.)



Erlöst

F. Heubner

„Gott sei Dank, daß se hin sin!“

Fein ausgedrückt von der Zehe, nicht wahr? Beim dritten Stich hebe ich vor Freude gleich und etwas plötzlich die Zehe in die rechte Kniekehle. Meine Älteste behauptet, ich kneife dabei immer so ulkig die Augen zusammen und fluche leise, aber fürchterlich durch die Zähne. Das ist aber nicht wahr; es ist nur der Ausdruck der Freude über die wohlthuende Fürsorge meiner Zehe. Natürlich lasse ich mich nicht bevormunden und gehe trotz des Protestes aus. Dann gibt sich meine liebe Zehe scheinbar zufrieden. Sie mault nur ein bißchen. Alle zehn Sekunden bohrt sie mal ganz leise an, um mich zu erinnern, daß sie auch noch da ist. Ich aber tue, als geht mich das garnichts an. Doch solche Nichtachtung macht sie reizbar wie eine böse Schwiegermutter, und kaum liege ich im Bett, so entladet sich ihr angesammelter Mmut über mich.

Die allerhöchste Gardinenpredigt geht im Morse-Alphabet vom Stapel:

. ?

.

.

. ! usw.

(Den Text kann ich mit Rücksicht auf mich selbst nicht angeben. Für die Red.: bedeutet: Schämst du dich nicht? so lange in der Kneipe zu sitzen und mit andern Idioten zu quasseln! usw.) Und hinter jedem Satz folgt ein viele Sekunden langes äußerst angenehmes Bohren, über dessen Bedeutung mir kein Telegraphenschlüssel Auskunft gibt, das mir aber stets das freudigste Zustimmungsgemurmel auspreßt. Ich gebe mir alle Mühe, die in berechtigtem Zorn dick angeschwollene Zehe zu beruhigen; stecke sie abwechselnd in heißes und kaltes Wasser, reibe sie mit Olivenöl ein und sitze im Bett (mit nickendem Kopfe und schweren Augenlidern) und halte sie sanft in den Händen. Sie aber stellt sich an, als hätte sie zehntausend Teufel im Leibe — aus Spaß nur, denn sie meint's gar nicht so —, und

ich sag nur manchmal halblaut aber innig: oh — u-u-uh, oh! — (und ganz leise: du verdammtes Biest!).

Dann fragt meine Frau aus ihrem Schlafzimmer: dich plagt wohl wieder die Zehe? . . . du armes Schaf! Und unmotiviert wird so recht liebenswürdig wie man wird, wenn man eine so liebe Zehe hat, antworte ich: natürlich bin ich ein Schaf, sonst hätte ich doch nicht geheiratet! Da freut sich meine Frau, — und das alles bringt die liebe Zehe fertig.

Lange necken wir uns so, die Zehe und ich, dann tue ich ihr den Gefallen und humple mit ihr ins Arbeitszimmer. Dort in der Sofaecke, hübsch in Watte gepackt, von meinen Händen umschlungen, auf meinem Schoß, sitzt sie nachts am liebsten und sieht zu, wie ich Grog trinke. Sie hat es nämlich sehr gern, wenn ich Grog trinke, und ich glaube, der kleine Filou macht seine Sperenzchen nur, damit ich nachts auf anständige Art zu jener entzückenden Mischung von Rum, Zucker und Wasser komme, die wir, an der Wasserkante, noch mehr als alle anderen einsichtigen Leute lieben. Dann sitzen wir so traulich beisammen, meine Zehe und ich, und sanft schläft sie in ihrem Wattesteckkissen so unschuldig ausschauend wie ein neugeborenes Baby. —

Sagen Sie, bin ich nicht glücklich? Nicht viele Menschen haben so eine liebe Zehe!

Eine Unglückliche

Von Gerhard Duckama Knoop†

(Aus dem Nachlasse)

Auf meiner stillen Lebensfahrt

Traf ich ein Weib von sonderbarer Art. Der Königsmantel schmutzig und zerfetzt, Mit Flitterkram und Lappenzug besetzt, Die unvergleichlich herrliche Gestalt Gebeugt von eines schweren Grams Gewalt; Und von Mißhandlungen, die es erfuhr, Verriet das edle Antlitz manche Spur. Mich trieben ihrer Blicke stumme Klagen, Nach ihrem Schicksal mitleidsvoll zu fragen. „Ich war ein Opfer,“ sprach sie, „allezeit Der Rohheit und der Niederträchtigkeit. Von bösen Buben litt ich manche Schmach; Der traurigste Philister stellt mir nach; Selbst jene lassen kein Erbarmen walten, Die sich für edel und für vornehm halten. Und gar — was muß ich nicht von solchen dulden,

Die ihren Lebensunterhalt mir schulden!“ —

„Doch schützt Dich nicht Gericht und Polizei?“

„Ach, die Justiz erklärt mich vogelfrei;

Vergebens würde ich zu jenen wandern, Sie treiben es noch ärger als die andern.“

„So unglücklich, wie geheimnisvoll!“

Doch nenne Dich, wenn ich Dir glauben soll.“

— Sie aber sah mir traurig ins Gesicht: „Kennst Du die deutsche Sprache nicht?“